

Illustriertes Sonntags-Blatt.

Wochenbeilage zum „Erzähler vom Westerwald“.

Sonntaa. den 27. August

1916

Irrwege der Liebe.

Roman von E. Grabowski.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Die Fremde hält den Ring in ihren Fingern, dreht ihn hin und her, läßt die Sonne in dem Steine blitzen, erfreut sich an seinem Feuer. Lächelnd sagt sie zu Rose:

„Ich hatte einmal einen ähnlichen Ring . . . ach was, ähnlich, genau so sah er aus, dasselbe Feuer des rosa Steinnes . . . dieselbe Fassung . . . italienische Arbeit . . . Sehen Sie hier im Innern das Zeichen und daneben.“ Sie stockte und gab Rose den Ring zurück mit einem Blick, der deutlich sagte:

„Ich habe mich nicht getäuscht!“

Rose war rot geworden. Starr sah sie in das spöttische Gesicht der Fremden. Langsam steckte sie den Ring an ihren Finger. Ein dumpfes Ahnen quälte sie, ein Ahnen, das sich nirgends fassen ließ, das wie Nebel zerfloß vor kritischem Denken.

Scheu sah sie zu der Fremden hinüber, die mit einigen Herren plauderte. Ihre Blicke kreuzten sich. Was in den fremden Augen stand war Spott. Warum?

Sie fragte es sich wieder und wieder. Alle Freude an der Fahrt war ihr verdorben. Sie ging hinunter in die Kajüte, suchte die Baronin auf und setzte sich still zu ihr. Frau von Orzi sah verwundert das veränderte Wesen ihrer Schwiegertochter:

„Fehlt dir etwas, Rose?“

Sie fragte so gütig wie eine Mutter. Rose sah in ihre Augen. Es schwebte die Antwort auf ihrer Zunge, es trieb sie, zu erzählen, was sie erlebt, aber der rasch erwachte Gedanke hielt sie zurück:

Kindisch wird ihr scheinen, was mich bedrückt!

So wich sie aus und sagte: „Ich habe Kopfschmerzen; ich habe zu lange in die Sonne gesehen.“

Als sie in Wien angekommen war und das Schiff verließ, strich die Fremde dicht an ihr vorbei und flüsterte ihr zu:

„Viel Glück in der Ehe!“

Rose war es, als habe sie ihr das Gegenteil gewünscht, so böshaft hatten ihre Augen gesunkelt.

Sie wurde die Erinnerung an die schöne Fremde nicht mehr los. Sie ging durch die Straßen Wiens — die Fremde ging mit ihr.

Wohl zehnmal des Tages drehte sie den Ring an ihrem Finger hin und her; der Stein schien ihr erblinden. Oder waren ihre Augen so trübe geworden?

Sie mochte den Ring nicht mehr. Wenn sie ihn ansah, hörte sie das höhnische: Viel Glück in der Ehe!

Sie untersuchte den Ring, suchte nach einem Zeichen — sie fand keins, — keins; aber wenn sie sich selbst beruhigte, kam das Mißtrauen und flüsterte ihr zu:

Den Ring hat eine andere vor dir getragen!

Als Rose nach einigen Tagen wieder zu Hause war, ging sie eines Tages an dem Schreibtisch ihres Vaters vorbei; sie sah die Lupe liegen, die der Vater dazu benutzte, schädliche Waldinsekten zu studieren. Da bligte es in ihren Augen auf, — sie nahm den Ring unter die Lupe, und da sah sie innen eingegraben ein Herz und zwei Namenszüge.

Hingehaucht schienen die feinen Linien; aber sie waren da — sie sah sie jetzt auch ohne Lupe, erkannte deutlich ein S und ein B.

Was . . . das konnte Béla bedeuten. Sie marterte sich mit der Frage, scheute sich vor der Wahrheit, fürchtete sie und wollte sie nicht,

— nein — sie durfte Béla nichts fragen, nichts. Wenn alles, was sie dachte, nur ihrer eigenen Einbildung entsprang? . . . Konnte das Zeichen nicht aus der Werkstatt stammen, in der der Ring geschmiedet worden war?

Das war wohl möglich. Sie glaubte auch ein paar Tage daran, dann aber sah sie wieder die Fremde vor sich stehen, sah ihren sonderbaren Blick, ihr Erstaunen, ihr spöttisches Lächeln und sie wurde wieder irre. Alle Freude an dem Ring war ihr verloren, sie wollte ihn nicht mehr sehen; sein Dunkeln schmerzte sie. Sie zog ihn ab und steckte ihn in ein Schubfach. Das war acht Tage nach ihrer Wiener Fahrt.

Vor Béla entschuldigte sie sich mit einer kleinen Unwahrheit. Sie wurde rot dabei, denn sie hatte es noch nie nötig gehabt, zu lügen. Ihr Leben war immer so klar gewesen. Aber jetzt, in dieser Wirrnis, aus der sie keinen Ausweg wußte, half sie sich mit einer Lüge:

„Der Ring ist mir zu weit geworden. Ich fürchte ihn zu verlieren, darum habe ich ihn weggelegt.“



Wirkung einer einschlagenden Granate.

mit fliegenden Fahnen.

Von F. Köhler.

(Nachdruck verboten.)

Es scheint während des gegenwärtigen Krieges, als ob die Fahnen der kämpfenden Regimenter und anderer Truppenteile nur noch dem Namen nach beständen und als ob sie — bildlich gemeint — in die Kumpfkammer geworfen worden wären. Wo sind die Zeiten, da die Regimenter mit klingendem Spiel und wehender Fahne in den Kampf zogen? Vorbei! Vielleicht für immer vorbei. Denn man hat aus dem heutigen großen Völkerringen vielleicht noch niemals gehört, daß ein größerer Truppenteil unter Vorantragen der stolz verehrten und vielgeliebten Fahne in die Schlacht gezogen wäre. Wohl ist sie zur Stelle, aber man gibt sie nicht mehr, wie früher, dem Feinde nutzlos preis. Trotzdem ist es unsern Braven im Felde schon mehrmals gelungen, feindlichen Regimentern die Fahne zu entreißen. So sind wir im Besitz mehrerer russischer, belgischer und französischer Fahnen, und während wir von den ersteren einzelne in offener Feldschlacht gewonnen haben, konnten wir uns der letzteren fast nur bei der Uebergabe von Festungen bemächtigen. Sie sind denn auch gut erhalten und präsentieren sich in ihrer vollen Schönheit. Von den russischen, die wir erst nach heißem und blutigem Ringen erobern konnten, kann das nicht behauptet werden, denn man hat nur den Fahnenstapel unterseht gelassen, während das Fahnentuch kurz vor der Uebergabe zerschnitten wurde und die Offiziere des Regiments die einzelnen Stücke unter ihrer Uniform verbargen. Vielleicht, um sie nach Friedensschluß als Beweis einer „siegreichen Niederlage“ dem Großfürsten Nikolaus Nikolajewitsch zu Füßen zu legen.

Ihre fröhliche Auferstehung und ihre glanzvolle Pracht werden die Fahnen aber dann feiern und entfalten, wenn die siegreichen Regimenter nach Friedensschluß in ihre Garnisonen zurückkehren. Des Jubels wird kein Ende sein, und dann „flattern die Fahnen hoch im Wind“.

Die Fahne oder vielmehr ihr Vorgänger, ist fast so alt, als die Völker und Nationen sich gegenseitig bekämpfen, lange noch, ehe sie stehende oder Gelegenheitsheere besaßen. Als die Vorgänger der Fahnen sind die Feldzeichen der Heere und Völkerschaften des Altertums anzusprechen. Aber während sich die alten Griechen und Römer noch solcher bedienten, kannten schon die alten Ägypter die Fahne, da sie die ihrigen mit Hieroglyphen bedeckten, wie wir dies aus den Relieffsteinbildern in den alten Kammern sehen. Auch die Chinesen besaßen schon Tausende von Jahren vor Christi Geburt Fahnen, auf denen Drachen eingestickt und aufgemalt waren, genau, wie dies heute noch der Fall ist. Es scheint, als ob auch damals schon die Fahnen der Chinesen eine dreieckige Form besaßen. Die Verschiedenartigkeit der Formen bei den Fahnentüchern bedeutend größer, als dies heute noch der Fall ist. Während man in den letzten Jahrzehnten fast überall zur rechtwinkligen Quadratform übergegangen ist, kannte die Mannigfaltigkeit früher keine Grenzen. Auch die Bilder, mit denen die Fahnentücher bedeckt wurden, waren sehr verschiedenartig und lassen sich heute in ihrer Vielgestaltigkeit gar nicht mehr aufzählen. Die Zeichnung des Fahnenbildes stellte in der Regel ein Sinnbild dar, und im Altertum hat man hierfür fast ausschließlich Tierbilder gewählt. Sehr alt, vielleicht die ältesten, sind die Fahnen der Indier, auf denen wir in der Hauptsache Drachen und Schlangen sehen. Die alten Ägypter besaßen eine Vorliebe für Tauben, die alten Perser eine solche für einen goldenen Adler, den heute bekanntlich einem goldenen Löwen das Feld räumen muß. Die alten Juden hatten die Bundeslade auf ihren Fahnen versinnbildlicht, oder die Gefestigten und ähnl. d. h. mit den Religionsbräuchen in Zusammenhang bringende Gegenstände. Auch in der römischen Reiterei wurden bald Fahnen eingeführt, wenigstens lange, bevor auch die Fußtruppen mit solchen ausgestattet wurden. Unter Konstantin des Großen, dem Kaiser von Byzanz, wurde das Christusmonogramm auf den Fahnen geführt. Er selbst fiel, mit der Fahne in der Hand, auf den Wällen seiner Stadt unter den Schwerthieben der ansturmenden Türkscharen. Von den alten Germanen und Slaven wissen wir nicht bestimmt, ob sie in älterer Zeit Fahnen besaßen, doch spielten die Feldzeichen, die die Stelle der Fahnen vertraten, eine große Rolle bei ihnen. Bei den Sachsen kamen die Fahnen im sechsten Jahrhundert nach Christus auf und sie waren mit einem fliegenden Adler geschmückt, an dessen Stelle aber auch gelegentlich ein Drache oder Löwe



Grida, die beste Sanitätshündin der westlichen Kampffront.

Auch bei den Sanitätshunden, den Lebensrettern vieler verwundeter Soldaten, befanden sich Vertreter, die sich ganz besonders durch ihre Geschicklichkeit hervortun.

Bekanntlich ist der Ausdruck „ein fahnenreicher Heer“ aus dem Mittelalter, womit ein kleinerer Trupp gemeint war, der unter einer Fahne vereint war. Durch das Bild auf der Fahne wurde die Zugehörigkeit zu dem „Fähnlein“ gekennzeichnet, und sehr oft auch trugen die Leute, um ihre Zugehörigkeit kenntlich zu machen, das Bild der Fahne auch auf ihrem Wams, ihrer Rüstung oder der Schabrade ihres Schlachtpferdes. Dies dürfte wohl auch als der Ursprung unserer heutigen Uniformen angesprochen werden, die ja auch nichts weiter sind, als die Kenntlichmachung der Zusammengehörigkeit und Bestimmung von Art und Gattung. Auch sogenannte Fahnenwagen kannte man im Mittelalter, auf denen die Fahnen vor den Truppen einhergeführt wurden. Man suchte dadurch, diesen mehr Achtung und Ehre zu zollen, und sie waren besonders in Italien stark im Gebrauch. Im frühen Mittelalter kamen das Banner und das Panier auf, die ihre Entstehung den Fahnen zu danken hatten. Deren Gebrauch begann schließlich etwas auszuarten, denn ein jedes Rittergeschlecht nahm eine solche für sich in Anspruch, die ein anderes Bild tragen mußte. Aus diesen sind dann die Wappen und Schilde entstanden. Schließlich besaß jedes Land, jeder Fürst, jedes Ritter- und Herrengeschlecht eine eigene Fahne. Bald folgten die Städte und Gilden und schließlich unsere heutigen Vereine. Aber immer war und bleibt die Fahne das Sinnbild der Treue und Zusammengehörigkeit, wie schließlich auch die Ströme Blutes zeugen, die um dieser oder jener Fahne willen geflossen sind.

Viele Fahnen, namentlich solche, unter denen oder um die heiß gestritten wurde, haben eine große Berühmtheit erlangt, wie das Lilienbanner, das die Jungfrau von Orleans den siegreichen französischen Truppen vorangetragen hat. Auf den Denkmälern, die ihr zu Ehren errichtet wurden, sitzt sie stets hoch zu Ross und hält die Fahne in der Hand. Noch größerer Berühmtheit erfreut sich die Fahne des Propheten, die auch für den gegenwärtigen Krieg wieder der Sultan der Türkei „entrollt“ hat. Sie wird in einem Palast in Konstantinopel aufbewahrt, und in jedem Jahr an einem Sommertag entnimmt sie der jeweilige Sultan dem Aufbewahrungsschrein und zeigt sie den versammelten Höflingen. Es ist diese Handlung eine pompöse Zeremonie, an Bedeutung derjenigen gleich, bei der sich der Sultan das Schwert Mohammeds umgürtet, das in einer Moschee in Cybus an Goldenen Horn, dicht bei Konstantinopel, aufbewahrt wird. Die Fahne des Propheten war übrigens nicht grün, wie die anderen heiligen Fahnen im Reich des Islam, auch nicht rot, wie die moderne Flagge des Halbmonds, sondern schwarz, und sie wies kein Bild auf. Bekanntlich weist die heutige türkische Fahne den Halbmond mit einem fünfeckigen Stern auf und die ägyptischen drei Halbmonde mit drei Sternen. Sehr bekannt war auch die frühere Deutsche Reichsfahne, die sogenannte Blutfahne, wegen ihrer roten Farbe; sie wies ebenfalls kein Bild auf.

Die Fahne stellt den Stolz eines jeden Regiments dar. Der sie trug, hieß früher Fähnrich und er war der Begehrteste des ganzen Regiments, denn er genoß die höchste Ehre, die das Regiment zu vergeben hatte. Aufbewahrt werden heutigentags die Fahnen stets beim Kommandeur des Regiments, in Berlin im königlichen Schloß. Auch außerhalb des Soldatenstandes besitzt die Fahne eine große Bedeutung. Sie wird zum Zeichen der Freude und der Trauer benutzt. Die Flaggen-signale spielen bei unserm Heer und noch mehr bei unserer Marine eine große Rolle. Auch bei den Handelsmarineen benutzt man in sehr weitgedehntem Maße Fahnen und Flaggen zur Kenntlichmachung und zum Zeichengeben. So führt jedes Schiff die Landesflagge am Heck. Wenn der Arzt beim Einlaufen eines Schiffes in den Hafen dasselbe bestiegt, wird die gelbe Quarantäneflagge gehißt, vor der Abfahrt der „Blaue Peter“, eine blaue Flagge mit weißem Rand, und wenn Meuterei auf einem Schiff ist, wird die Fahne umgekehrt gehißt. Auf einem deutschen Schiff wäre sie dann rot-weiß-schwarz, anstatt umgekehrt.

Spruch.

O denke daran, auch in des Glückes Tagen,
Dem Herrn im Gebete Dank zu sagen,
Das sei dem Herzen dein die heil'ge Pflicht,
Im Glücke auch vergiß den Geber nicht.

... das Leben ist nicht so, wie du es
bisher geträumt hast. Schuld und Unschuld gehen zusammen
durch die Welt, bekämpfen sich, so lange Menschen leben. Nicht
immer sind wir fest in der Stunde der Versuchung, denn sie naht
uns oft mit süßem Schein. Darum dürfen wir nicht richten mit
den Schwächen unseres Nächsten, nicht sein Leben durchsuchen
nach dem Beweise von Schuld. Gar in der Ehe! Hier hält das
Misstrauen meist bittere Ernte, findet leicht eine Stelle, in der
es wurzeln mag. Halte dich frei davon. Glaube an Béla — glaube
an ihn mit der Kraft, die uns die Kirche lehrt. Schließlich muß
es dir doch genügen, daß er dich zu seiner Braut erwählte — er,
der unter den ersten Töchtern des Landes wählen durfte.

Das sagte sie in einem Ton, der von Mutterstolz und Standes-
bewußtsein durchtränkt war. Daß diese Kleine es nicht begreifen
wollte, wie die Heirat mit Béla sie auf die gesellschaftlichen Höhen
des Lebens hob!

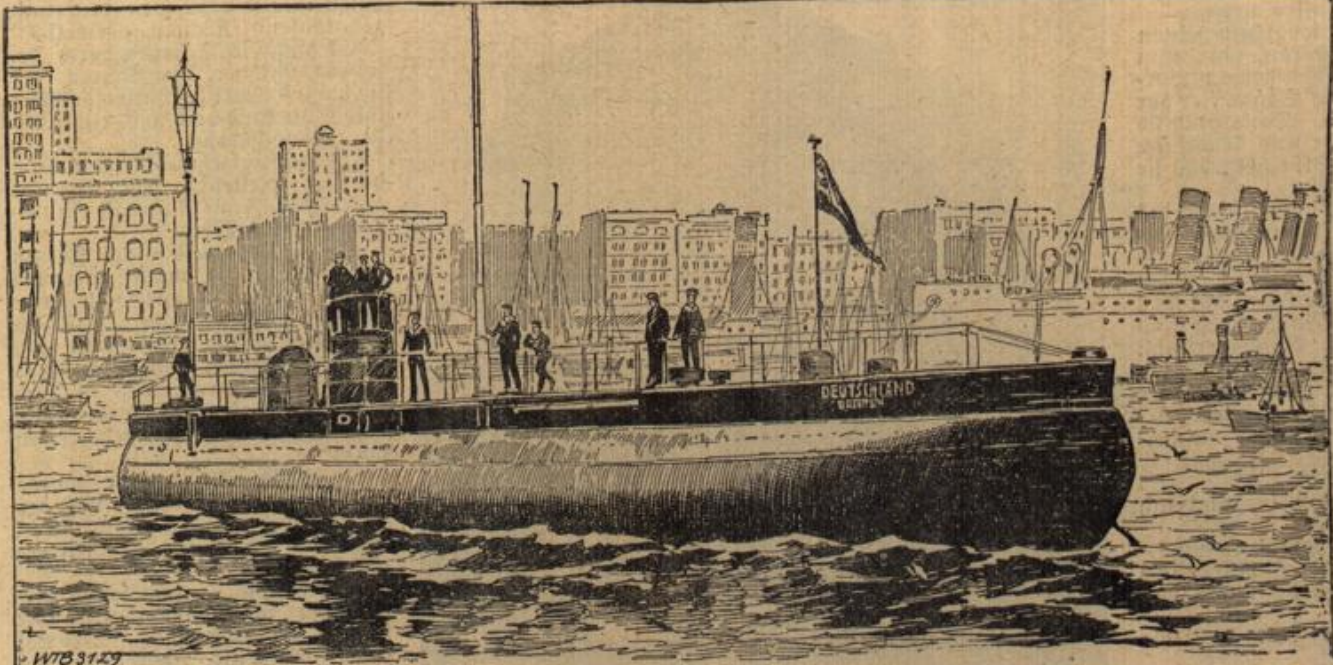
Rose küßte ihre Hand, küßte sie gerührt, aber nicht überzeugt.
Ihr einfacher Sinn mochte den Lebensanschauungen der Baronin
nicht zu folgen; er sagte ihr: Rede wie du fühlst und denkst —
sei wahr!

Aber diese Wahrheit konnte sie zurückstoßen in die Enge
ihres Vaterhauses — sie sah um sich, sah das verfeinerte Leben
wie etwas Köstliches. — Da senkte sie den Kopf. Sie wollte

Wir dürfen den Mann nicht mit unserem Empfinden richten!
Gar oft weiß sein Herz nicht, was die Lippe spricht und Sinnes-
tausch ist keine Liebe. Wir Frauen aber wollen geliebt sein!
Rose zuckte schmerzlich zusammen. Die Worte der Baronin
folterten sie. Ein dunkles Ahnen quälte sie. Die Baronin fühlte
es — ein strenger Zug trat in ihr Gesicht:

„Zweifelst du an Béla?“
Ihre Stimme klang scharf, sie preßte Rose von neuem Tränen
in die Augen. Sie hätte am liebsten geschrien: „Ja, ich zweifle
an ihm ... ich zweifle an seiner Wahrhaftigkeit!“
Sie fand aber den Mut nicht dazu, zitterte, weinte und
flüsterte:

„Ich zweifle nicht ... aber ...“
Sie schwieg. Sie wußte sich nicht zu helfen, wollte die
Wahrheit nicht sagen, mochte nicht weiter gehen in der Irre.
Hilflos sah sie zu der Baronin auf.



Das Handels-Unterseeboot „Deutschland“ in Baltimore.

Die las sehr wohl in ihren Augen, sah den Kampf, den das
Erwachen kämpfte mit den fliehenden Illusionen. Fremd ging
dieses Kind ins Leben. Fremd stand es menschlicher Schwäche
menschlicher Schuld gegenüber ... Das konnte zur Klippe werden
für ihr und Bélas Glück! Das durfte, sollte nicht sein.

Leicht strich sie über Rosés krauses Haar. Flüstern sagte sie:
„Kleine, dumme Rose. Das Leben ist nicht so, wie du es
bisher geträumt hast. Schuld und Unschuld gehen zusammen
durch die Welt, bekämpfen sich, so lange Menschen leben. Nicht
immer sind wir fest in der Stunde der Versuchung, denn sie naht
uns oft mit süßem Schein. Darum dürfen wir nicht richten mit
den Schwächen unseres Nächsten, nicht sein Leben durchsuchen
nach dem Beweise von Schuld. Gar in der Ehe! Hier hält das
Misstrauen meist bittere Ernte, findet leicht eine Stelle, in der
es wurzeln mag. Halte dich frei davon. Glaube an Béla — glaube
an ihn mit der Kraft, die uns die Kirche lehrt. Schließlich muß
es dir doch genügen, daß er dich zu seiner Braut erwählte — er,
der unter den ersten Töchtern des Landes wählen durfte.“

Das sagte sie in einem Ton, der von Mutterstolz und Standes-
bewußtsein durchtränkt war. Daß diese Kleine es nicht begreifen
wollte, wie die Heirat mit Béla sie auf die gesellschaftlichen Höhen
des Lebens hob!

Rose küßte ihre Hand, küßte sie gerührt, aber nicht überzeugt.
Ihr einfacher Sinn mochte den Lebensanschauungen der Baronin
nicht zu folgen; er sagte ihr: Rede wie du fühlst und denkst —
sei wahr!

Aber diese Wahrheit konnte sie zurückstoßen in die Enge
ihres Vaterhauses — sie sah um sich, sah das verfeinerte Leben
wie etwas Köstliches. — Da senkte sie den Kopf. Sie wollte

Die Hochzeit war vorüber. Das junge Paar war nach dem
Säben gegangen. In Rom machte Béla sein Weib mit dem
Herrlichkeiten einer großen Vergangenheit bekannt, führte es zu
den schönsten Punkten der gottbegnadeten Landschaft. Nach den
interessantesten Städten Italiens führte er Rose und dann über
Paris zurück in die Heimat.

Ihr war es auf dieser Reise ergangen wie anderen, die in
kurzer Zeit eine Fülle neuer Erscheinungen in sich aufnehmen
müssen und zuletzt nur noch die große Abspannung und Ueber-
sättigung empfinden. Was sie als schönstes Geschenk von der
Reise mitbrachte, war die Erinnerung an völlig sorglos verlebte
Tage, an liebevolle Aufmerksamkeit ihres Vaters, in der alle
Schatten, die das Leben ihr auf den Weg geworfen, verflanken.

Nun war sie wieder daheim. Das Leben kam mit Pflichten,
mit dem Zwange gesellschaftlicher Formen. Fast täglich hatte
sie zu hören: Das mußt du tun, und dieses mußt du lassen; das
schickt sich nicht für unsern Stand; du darfst nicht so laut reden,
es klingt nicht vornehm ... kurz die gesellschaftliche Zwangsjacke
rüdt ihr immer fester auf den Leib.

Béla, nun unumschränkter Herr auf Adamhof, wandelte sich
von Tag zu Tag. Ein herrischer Zug in seinem Gesicht trat immer
schärfer hervor. Er stürzte sich leidenschaftlich in industrielle
Unternehmungen, unter denen der Bau der Zuderfabrik
obenanstand.

Im großar-
tigesten Stile
angelegt
wuchs der
Riesebau
mächtig aus
der Erde. Die
Leitung war
in bewährten
Händen. Geld
war da. Die
Besitzer der
Umgegend
hatten Aktien
gekauft und
Verträge für
die nächste Rü-
benernte ab-
geschlossen.
Ein bekannter
Großkapitalist
war auch be-
teiligt. So
entwickelte sich
sehr bald ein
reges Leben
auf dem Bau-
platze. Ba-
raden zogen
sich längs der
Donau hin —
ein fester Bau,
rasch aufge-

führt. Diente zur Wohnung für die Beamten und Ingenieure.
Mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgte der Forstmeister
die Arbeiten auf dem Bauplatz. So oft es sein Dienst erlaubte,
war er draußen. Sein scharfes Vogelgesicht wird gefürchtet
von den Faulen und geachtet von den Fleißigen.

Er trat mit dem Rechte eines Mannes auf, der sein ganzes
Vermögen in das Unternehmen gesteckt hat und von fiebernder
Sorge getrieben wird, auch alles wieder richtig einzubekommen.
Oft betrachtete er wehmütig Ziegel, Steine, Balken und Ma-
schinen und fragte sich: Wann werdet ihr mir zurückgeben, was
ich euch geliehen?

Ja, es gab auch Stunden, wo er den Augenblick verwünschte,
in dem er sich von seinen wohlangelegten Wertpapieren getrennt.
Er hatte dann schreckliche Visionen: Die Donau schwemmte den
Bau in ihr nasses Bett. Es fiel Feuer vom Himmel und verzehrte
die Schöpfung, noch ehe sie vollendet war. Die Maschinen
verzagten ... die Rübenenernte mißriet ... die Zuderpreise sanken
zu lächerlicher Tiefe. Alles, was Furcht erinnern kann, ging
durch seinen ergrauten Kopf.

Aber das rüstige Wachsen des Baues schnellte seine Hoff-
nungen immer wieder zur kühnen Höhe empor. Die Aussicht auf
Gewinn ließ ihn dann Lustschlösser bauen wie ein Jüngling.

An einem Augusttage saß er vor seinem Schreibtisch, rechnete,
stellte dickbauchige Kullen hinter stolze Ziffern und freute sich
der Summe als Ergebnis seiner Spekulation.

Vorläufig war freilich alles nur ein Gewinn auf dem Papier.
Aber die Zeit war nicht fern, die diese Hoffnungen verwirklichen
sollte. Die nächste Ernte sollte schon die Fabrik im Betriebe
sehen.

Joseph sah am Fenster. Sie nähte und warf oft einen Blick auf den Bruder, der sie gar nicht beachtete. Er lehnte sich jetzt in seinen Stuhl zurück, die Hand, die die Feder führte, sank ermüdet nieder, auch sein Geist verlangte Ruhe. Er schloß die Augen. Ein Lächeln huschte über sein Gesicht, er fuhr ein paarmal mit der Rechten durch die Luft, als scheuche er eine Fliege und dann kam ein regelmäßiges Atem. Die Pfeife entglitt seinem Munde, die Hände krampften sich in der Magengegend zusammen . . . er schlief.

Vorsichtig verließ Josepha ihren Platz am Fenster. Sie hob die glimmende Pfeife auf und stellte sie in eine Ecke. Lange sah sie in das Gesicht des Bruders. „Er ist gealtert in diesem Sommer,“ flüsterte sie.

Sie strich über ihr eigenes Haar und sah versorgt vor sich hin. Auch sie war eisigrau geworden und es war doch nichts besonderes geschehen. Still war das Leben verlaufen.

Aber der Gram frist wie Rost: „Mich verzehrt die Sorge um die Kinder, ihn die Angst um das Geld. Wie alt er geworden ist, wie oft ihn diese Schwäche heimfucht. Dieses ewige Rechnen — es zermürbt seinen Körper, zehrt an seinem Hirn, weil doch alles immer noch mit „wenn“ und „aber“ geschaffen wird.“

Sie trat leise weg, um seinen Schlaf nicht zu stören, ging zum Fenster und ließ den grünen Vorhang herab — die Sonne fiel gar so stechend herein. Dann ging sie aus dem Zimmer und begab sich hinüber in das Stübchen, das sie nur allein bewohnte.

Sie hörte den raschen Gang des Pflegesohnes. Im nächsten Augenblicke trat er ein. Mit einem kurzen „Grüß Gott!“ warf er den Hut mit der Adlerfeder auf den Tisch, hing die Flinte weg und setzte sich in den Großvaterstuhl.

Er war erhit, seine Augen brannten. Rasch trank er ein paar Glas Wasser, wuschte sich den bärigen Mund und fragte anscheinend gleichgültig: „Nichts Neues?“

Joseph sah schmeichelnd durch sein volles Haar.

„Wenn du Adamhof meinst — dann weiß ich dir nichts Neues zu sagen. Ich habe nichts von drüben gehört.“

„Ja, sie ist stolz geworden, die Frau Baronin!“

Er sagte dies mit höhnischer Betonung und goß sich von neuem ein Glas Wasser ein.

„Du hast keine Ursache, darüber zu klagen,“ tadelte ihn Frau Josepha. „Deine Art, mit Rose zu verkehren, muß sie abstoßen.“

Er zuckte die Achseln. „Ich kann nicht anders zu der Frau sein, die mir alles ist auf Erden und die ich doch nicht lieben darf. Ich muß sie von mir stoßen, weil ich kein Recht habe, um sie zu kämpfen. Unselige Stunde, in der ich mich knebeln ließ durch Schatten, die dem Grabe angehören! Feige war ich, feige und schwach. . . Mit der Waffe in der Hand hätte ich um Rose kämpfen müssen. Nun ist sie mir verloren — und einer ist zu viel auf der Welt.“

Dampf grollten seine Worte. Niedergehaltene Leidenschaft füllte die Adern an seinen Schläfen. Jörn sprühte aus seinen düsteren Augen.

Joseph sah ihn mit starrem Schreck. Ihre zitternde Hand strich ein paarmal über ihre Stirn; gedrückt und traurig sagte sie: „Träume ich . . . oder ist diese wilde Sprache Wahrheit? Du tust, als ob du unter Heiden lebst, irgendwo in einem Lande, das nur das Recht der Körperkraft anerkennt. Mit der Waffe in der Hand willst du um Rose kämpfen — das ist freilich leichter als ein Werben in ehrlicher Liebe. Aber gesetzt den Fall, du hättest die Waffe um ihren Besitz gezogen und wärest Sieger geblieben — glaubst du, Rose hätte einem Mörder die Hand gereicht?“

„Mutter!“ rief Joseph erschrocken und faßte nach seinem Kopfe.

Er griff nach den runzligen welken Händen, deren Ringfinger zwei goldene Reifen trug, und es stieg das Bild vor ihm auf, das

Neuengländ gebraucht worden war, um fort und fort feurige Stroben auf sein Haupt. Sie brannten in seinem Blute, ließen es aufschäumen in wilder Glut, schmiedeten neue Ketten für ihn; unzerstörbare feste Ketten.

Sein Kopf sank schwer auf die Tischkante.

„Wenn er — der Baron — die Rose wenigstens verdient hätte, wenn er ihrer würdig wäre! Man spricht nicht gut von ihm. Er soll ein würdest Leben führen.“

„Ich habe auch davon gehört. Aber die Menschen über-treiben. Die Hälfte können wir von allem streichen, was uns zu Ohren kommt. Wenn etwas an der Sache wäre, hätte ich es schon erfahren. — Rose kann sich nicht verstellen.“

„Du hast sie wochenlang nicht gesehen,“ rief Joseph und hob den Kopf. In seinem verstörten Gesicht las Josepha die Qual seiner Seele.

„Wochen sind in einer jungen Ehe keine Zeit. Der beste Beweis für ihr Glück ist der, daß sie uns nicht braucht.“

Ein klein wenig Bitterkeit klang durch ihre Worte. Auch sie litt darunter, daß Rose gar nicht nach dem Vaterhause fragte.

„Was will das sagen,“ rief Joseph.

„Sie braucht es nicht zu wissen, in welcher Gesellschaft sich Béla außerhalb des Hauses bewegt. Wie man sich erzählt, hat er beim letzten Rennen in Wien in ein paar Stunden fünfzehntausend Kronen verwettet.“

Es ging ein Schauer durch Josephas Glieder, ein Schred, der sie bis ins Mark erschütterte. Aber ihre Güte fand doch noch ein Wort der Verteidigung.

„Sage fünfzehnhundert und — du hast vielleicht das Richtige getroffen. Frau Juma ist ein unzuverlässiges Weib.“

Sie lächelte und nickte Joseph gütig zu. „Du machst mir viel Sorge, Junge — wir wollen von anderen Dingen reden. Es ist Kaffezeit. Ich will einmal nach meinem Bruder sehen, auch er macht mir Sorge. Es ist doch schrecklich, daß ihr Männer euch von eurer Leidenschaft beherrschen laßt!“

In diesem Augenblicke wurde die Tür weit aufgerissen und der Forstmeister im Schlafrock und in Pantoffeln trat ein. Er hielt ein Schreiben hoch:

„Von Rose — wir sollen alle hinüber, nach Adamhof. Alle sollen wir kommen. Diesmal dulde ich keine Ausreden. Da heißt's antreten — Mann für Mann.“

Er reichte den Brief seiner Schwester, zog seinen Schlafrock zusammen und setzte sich in eine Ecke des alten Ledersofas. Es stammte aus Großvaters Zeiten. Ja damals — da wurde noch gearbeitet — Sprungfedern von

Kupferdraht und Roßhaarpolsterung. Er schlug mit der Faust auf das Sofa:

„Das verträgt einen Puff, . . . das schon.“

Es war seine stehende Redensart, wenn er dieses alte Möbelstück sah. Es konnte sich freilich in bezug auf Dauerhaftigkeit mit allen modernen Möbeln messen.

„Na, was sagst du?“ fragte er Joseph, als sie den Brief zu Ende gelesen hatte.

„Du siehst es selbst, es gibt da keine Weichseln — es wird gefahren.“

Er rief sich die Hände und seine scharfen Vogelaugen blickten von Joseph zu Joseph und wieder zurück.

Joseph war aufgestanden. Er richtete sich steif auf, neigte den Kopf ein wenig zurück, als müsse er seinen Worten besonderen Nachdruck geben und sagte: „Auf mich ist nicht zu rechnen. . . ich fahre nicht!“

„Nanu . . .?“ Der Forstmeister sah ihm mit verbissenem Grimm in das starre Gesicht. Es stand da jene eiserne Festigkeit, die lieber zugrunde geht, als nachgibt. Da konnte er keinen Druck ausüben. Einmal achtete er den festen Willen, und dann war Joseph sein Untergebener. Kam es zu unliebsamen Auseinandersetzungen, so mußte er auf Josephs Verletzung dringen. Aber das wäre ihm jetzt sehr unangenehm gewesen. Joseph hatte sich trefflich eingearbeitet und versah auch die Bureauarbeiten ganz



Ein historisches Haus in Ostpreußen.

Der „Deßauer Hof“ zu Insterburg, das Quartier Hindenburgs während der Winterschlacht in den Tauern, des Großfürsten Nicolai Nicolajewitsch, sowie des Generals Rennenkampf.

„Ich habe verstanden, nein, den konnte es jetzt nicht entbehren. Dieser
bermalebeile Zabrillbau . . . Struzitürfen noch mal . . . III! seine
geistige strast traß der auf! Wenn die Sache nur schon zu Ende
wäre!“

Verärgert wandte er sich an seine Schwester:

„Aber du kommst mit.“

Er hielt ihr die goldberandete Tasse hin. Der Kaffee war inzwischen gebracht worden. Josepha füllte die Tasse und schob ihm den Korb mit den Weden hin. Dabei sprach sie nachdenklich: „Ich weiß nicht, ob ich mitkommen soll . . . mein grauseidenes ist achtzehn Jahre alt . . . ich habe kein passendes Kleid für Besuchs-
zwecke.“

"Unsinn, mit solchen Kläusen darfst du mir nicht kommen . . . ziehe ruhig das graueisene an. Sie wissen es ja alle, daß ich dir ein neues Kleid kaufen kann, wenn ich will. Aber wozu die Hinterlistigen? Wir sind alte Leute . . . lassen wir doch solche Dummheiten der Jugend. Wir haben andere Dinge im Kopfe. Die Fabrik . . . ich sag' dir . . . die ganze Umgegend wird in Aufschwung kommen. Ich habe eben wieder ausgerechnet . . ."

Er war bei seinem Lieblingssthema angelangt und erging sich in Hoffnungen und Plänen. Wollte er die Unruhe seines Herzens verbergen? Er hatte gerechnet ja . . . aber irgendwo wollte es nicht stimmen. Daran war ein Brief aus Wien schuld von einem der Hauptaktionäre. Ein paar Fragen nur . . . aber sie klangen wie eine Warnung.

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen vom
Feldzug in Serbien.

Von Dietrich Hofe.
(Schluß.) (Nachdruck verb.)

II.

Poesie und Prosa findet man stets hart nebeneinander, und als wir aus dem Mlava- ins Moravatal hinüberwechselten, da setzte ein „lieblicher Dauerregen“ ein, der als der Vorbote der herbstlichen Regenperiode zu betrachten war. Schon in Smilainac mußte ein Infanteriekommando zurückbleiben, um die Dorfstraße wenigstens einigermaßen passierbar zu machen. Wir haben in Serbien ganz wenige Chausseen gefunden, denen man das Prädikat „befriedigend“ gönnen könnte. Und nun erst die übrigen Wege! Es herrschte, um den richtigen Ausdruck zu finden, ein furchtbarer Dreck. Wir hatten es mit einer schlüpfrigen Tonerde zu tun, die, einmal naß geworden, schlimmer klebte als Gummi, so daß die Stiefel einfach darin stecken blieben. Soldaten, Pferde und Ochsen hatten eine ungeheure Arbeit zu vollbringen, um die Kolonnen im March zu halten. Die Serben gingen fortwährend zurück, und wir mußten folgen! Der russische Feldzug hat im Verhältnis nicht so viel Pferde gelostet, wie der serbische! Die Mühseligkeiten und Strapazen mögen an einem Beispiele gezeigt werden: Um von W o j s l a nach R a j k i n a zu kommen, hatten wir einen nur 3 bis 4 Kilometer langen Weg zurückzulegen, der über einen hohen Berg führte. Zu diesem Kunststück benötigten wir glatt 24 Stunden! Gleich zu Beginn der gefährlichen Zone versagten die uns überwiesenen ungarischen Pferde. Der Schlamm war einfach furchterlich. Verschiedene unserer jungen Zivilkutscher blieben darin stecken, und ein kleiner Zigeuner ließ einfach seine Stiefel im Stich. Hier rissen die Zugtaue und an einem anderen Wagen zerbrachen die Ortschaften. Dort lag ein Pferd in einem Loch und mußte wieder herausgehoben werden. Mehrere Fahrzeuge gingen gänzlich zu Bruch und ihre wertvolle Munitionsladung wurde auf die übrigen verteilt. Zur Abwechslung mußte dann mal wieder ein Stück Weges hergestellt werden, um ihn einigermaßen passierbar zu machen. Pferde und Soldaten sahen aus, als ob sie von oben bis unten mit Schlamm bedorfen worden waren. Erst spät in der Dunkelheit gaben wir den Versuch, die Kolonnen ganz hinaufzubringen, wieder auf, und zogen mit den Pferden ins nächste Dorf, wo wir uns einquartierten. Am anderen Morgen um 6 Uhr begann das Theater von neuem und mit denselben tragikomischen Intermezzen. Ja, wir haben



Büste des Generalfeldmarschalls von Hindenburg
im Treppenhause des Dessauer Hofes, modelliert im Hauptquartier
von Prof. Knauer.

vor vieler schmerzhaften Bergarbeit manchmal gelacht. Natürlich war den Schaben hat, braucht für den Tod nicht zu sorgen! Aber man hörte seitens der Soldaten kein Murren. Jeder tat seine Pflicht, weil er wusste, wir müssen hinaus! Und als um 12 Uhr mittags der Sturm gelungen war, da war alles fröhlich, und guter Dinge! Freilich, hätten wir nicht noch ein Teil unserer schweren deutschen Pferde gehabt, die Schwierigkeiten wären noch viel langsamer überwunden worden!

Der Regen, der uns hinfürst tagtäglich das Leben schwer machte, hatte auch seine guten Seiten! Vor Beginn des Feldzuges war darauf aufmerksam gemacht worden, daß in dem bergigen Gelände die Malaria zu Hause sei, und es wurde empfohlen, der gefährlichen Mücken wegen nicht in der Nähe von Ortschaften zu bivakieren. Das plätschernde Raß enthub uns dieser Sorge, denn bei solch einem Dauerregen konnten sich auch diese bössartigen Insekten nicht dazu entschließen, ihre schützenden Verstecke zu verlassen, um den deutschen Soldaten eine neue Krankheit anzuhängen! Daß die Läuse und Flöhe anderer Ansicht waren, sei nur nebenbei erwähnt. Darob herrschte keine große Aufregung, dieweil wir an diese alten Kriegskameraden bereits gewöhnt waren!

Zwischen den Städten Cupria und Paracin sahen wir zum ersten Male die Bahn, die uns den direkten Weg nach dem Orient erschließen sollte. Es ist eine eingleisige Linie, die drei Schienenstränge aufweist, da Serbien hauptsächlich von Schmalspurbahnen durchzogen ist. Auf dem Bahnhofe in Caracin, einer freundlich in Stadt mit elektrischer Beleuchtung, sah es böse aus. Die Kinder hatten aus den Morsestreifen einen Gastnachtscherz arrangiert, und die Papierschlangen schlugen große Ehrenporten um Telegraphenleitungen und Stationsgebäude, just so, als ob Prinz Karnebal empfangen werden sollte. Und während die dienstfreien Infanteristen eine Belustigungsfahrt auf Drahsinen unternahmen, stahlen Männer, Frauen und Kinder aus den Bahnhofsbaulichkeiten alles, was nicht niets und nagelfest war! Noch am selben Tage nahmen wir mit den bulgarischen Kampfgenossen Fühlung, von denen ein Kavallerieregiment auch in Caracin Quartier bezog.



Schicksal von Hindenburg
 des, modelliert im Hauptquartier
 Anauer.

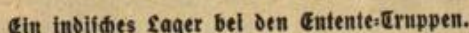
hatten, auf sicherem Gefährd die unangenehme Zone zu durchqueren, standen dabei wie die betrübten Vohgerber und mußten die schadenfrohen Lacher auf der anderen Seite lassend und bis zu den Knien im Moorbad stehend, zu retten suchen, was zu retten war! Und hatten sie diese Heidenarbeit vollbracht, ließ nur noch der Helm oder die Mütze erkennen, daß sie deutsche Krieger waren. Dafür winkte ihnen in Cicevac und Stalac reicher Lohn! Letzterer Ort ist ein Bahnkreuzungspunkt, in dem die Linien nach Nisch und Krusevac abzweigen. Die Brüden über die südliche Morawa hatten die eiligt abziehenden Serben sprengen müssen, ehe es ihnen gelungen war, alle Eisenbahnzüge fortzuschaffen. Es schien, als wenn uns hier die Diebesgaben der Engländer und Franzosen für die Serben in die Hände gefallen waren, denn die meisten Waggons trugen den Stempel der Einladungsstation Saloniki! Eine Unmenge Ballen mit Tabak, Zigarettenspapier, ganze Wagenladungen Bironen, Tee, Petroleum, Essig, Kaffee, Johannisbrot, Salz, Bohnen, Stiefel, Leinwand, Unterjaden und noch mehr Sachen, die alle eines Soldaten Mund und Herz erfreuen konnten, bildeten die wertvolle Beute.

Am anderen Tage sahen wir, daß ein ausfahrender Militärzug, der auf einige wahrscheinlich in der Aufregung vergessene inter-

zur liegenden Seiten.
von B. Schiller.

Von Strafevac aus marschierten wir dieselbe Straße, die einzig und allein noch dem geheibten König Peter zur Verfügung stand. Sie zieht sich im Tale der wild dahinströmenden Masina aufwärts und führt über Kupuz und Blace nach Kurumlje. Unterwegs fanden wir ein verbranntes Automobil. Vielleicht war es die letzte Herrlichkeit des einstigen Herrschers aller Serben. Es war ein äußerst schwieriges Gelände, das den Angreifern keine Freude bereite. Hätten die Deutschen auf den Bergen gestanden, kein Feind wäre hinübergekommen! Aber die Serben leisteten keinen ernsthaften Widerstand mehr. Um sich ihrer Verfolger zu erwehren, sprengten sie in der engen Bergstraße zwischen Galije und Platari eine Felswand und gleich dahinter eine Brücke. Für unsere Infanterie war das kein Hindernis, und unsere Pioniere hatten innerhalb 24 Stunden, während welcher Zeit es der Artillerie und den Kolonnen nur möglich war, im Regen auf der schlammigen Straße zu kampieren, Straße und Brücke wieder hergestellt, so daß wir in der Verfolgung um so schneller folgen konnten. Freilich, das Brot und jeglicher Proviant blieb aus, aber das waren Umstände, die jeder vernünftige Soldat mit in Kauf nehmen mußte, da er die Schwierigkeit kannte, die ihrer Zuführung entgegenstanden. Der Etappe als auch den Divisionskolonnen muß unbedingt Lob gezollt werden, da die Eisenbahn nur bis Jagodina reichte, und was dann für sie zu tun übrig blieb, lehrt ein Blick auf die Karte.

Kurz vor Kursumlje hatte unsere Division ihre Mission erfüllt. Wir waren am liebsten weiter gen Pristina und nach Albanien gezogen, und auch dem Lande Homers hätten wir gerne einen Besuch abgestattet, um den Engländern und Franzosen eine neue Odyssee zu bereiten, ohne ihr einen glücklichen Ausgang zu wünschen. Nun marschieren wir unsere Straße zurück und erlebten in Krusevac die Freude, zum zweiten Male in Serbien Post empfangen zu dürfen. Man muß es gestehen, die Feldpost ist auf diesen Kriegsschauplätzen besonders geplagt gewesen, zumal hauptsächlich an Schenkposten angewiesen war. Mit diesen Zugtieren die wohl für tur-



Strecken, aber nicht für lange Märsche gut sind, den Anschluß an seine Truppe zu halten, war ein Unternehmen, das dem armen Fahrer viele Schweißtropfen kostete. Obwohl ich als getreuer Chronist nicht vergessen will, zu konstatieren, daß diese Trauerzüge denjenigen, die nichts damit zu tun hatten, manche lustige Viertelstunde bereiteten.

Auf unserem Marsche, der über Stalac, Paracin, Luprija und Jagobina nach S e m e n d r i a ging, sollten wir auch noch den serbischen Winter kennen lernen, der plötzlich mit ganzer Heftigkeit einsetzte. Auf den Frost und den Schnee folgte aber unverzüglich das schönste Tauwetter, so daß die Straßen fast unpassierbar wurden. Unterwegs trafen wir Lastautomobilezüge, die im Morast stecken geblieben waren. Man versuchte, sie durch Ochsengespanne wieder flott zu machen, und ein Offizier der Kraftfahrtruppe tat den schreckhaften Ausspruch: „Ich will lieber zu Hause Pudel stößen, als hier Automobile aus dem Dred ziehen!“ Schließlich setzte wieder Frost ein, und im heftigen Schneegestöber erreichten wir die Donau, bei deren Anblick es uns dann wieder leicht ums Herz wurde. Die Anstrengungen der letzten Wochen waren sehr groß gewesen, und wir waren doch froh, als wir uns im schönen Ungarlande von den Strapazen einige Tage erholen konnten.

Wenn man Zeit und Muße gehabt hat, Krusevac einer kurzen Besichtigung zu unterziehen, wird man auch die beiden Zigeuner-
dörfer nicht vergessen, die gen Vipovac liegen. Das heißt, man
müßte sich als friedlicher Besucher einführen; wollte man z. B.
ein Pferd requirieren, war es unbedingt nötig, gleich mit zehn
Gewehren anzutreten, denn dann verleugneten die Zigeuner
auch deutschen Soldaten gegenüber ihre alte rauflustige Natur
nicht! Namentlich die holden Zigeunerinnen zeigten dann alles
andere als „unwiderstehliche Reize“ und zehn ihrer Sorte kamen
auf einen Mann! Aber, kam man ohne böse Absicht zu ihnen, so
wurde man recht freundlich aufgenommen, und dann gab's einen
lustigen Abend, wie ihn wohl Nicolaus Lenau erlebt hat, als er sang:

Sei, wie die Geigen singen und klingen!
 Sei, wie die Hämmer des Cimbals springen
 Lieber die Saiten frisch auf und nieder,
 Pochender Herzschlag heimischer Lieder.
 Himmel, wie jauchzen die Geigen so helle,
 Schmetternd schreit die Klarinette, die gelle . . .

Die Hochzeit war so schön, wie eine Traube. Die Hochzeit war so schön, wie eine Traube. Die Hochzeit war so schön, wie eine Traube.

Ein paar Tage vor der Hochzeit fuhr sie mit Tante Josepha nach Adambach. Die Möbel für ihre Zimmer waren angekommen. Rose sollte sie nach ihrem Wunsche aufstellen lassen.

„Ein Plätzchen im Hause muß der Mensch haben, wo seine Persönlichkeit zum Ausdruck kommt,“ sagte die Baronin, und führte ihre Gäste in den Seitenflügel. Hier war dem jungen Paare das obere Stockwerk zur Wohnung überlassen worden. Sie gingen an verschlossenen Türen vorbei. Die Zimmer, die dahinter lagen, waren angefüllt mit Kisten, die der letzte Besitzer des Schlosses hier zusammengetragen hatte. Die Baronin erzählte es im Weiterschreiten:

„Es muß hier noch viel gearbeitet und geordnet werden. Es sind sehr wertvolle Stücke darunter, die zum Teil dem Museum in Wien gehören.“

Sie kamen in das obere Stockwerk und traten ein. Mit dem Stielglas vor den Augen musterte die Baronin die Arbeit der Tapezierer. Sie war zufrieden. Wandbelleidung, Fenster und Türbehänge waren geschmackvoll geordnet.

Das Grundmuster, wilde Rosen, hatte die Baronin ausgesucht.

„Unser Liebling soll immer an die erste Begegnung mit Béla erinnert werden!“

Rosa sah alles nur flüchtig; ihr Denken galt anderen Dingen.

Sie sah sich nach Béla um. Sie hatte ihn drei Tage nicht gesprochen.

Frau Josepha kam aus dem Staunen nicht heraus. Nicht ohne Sorge sah sie den Luxus, der ihr Mädchen hier erwartete:

Sie gehört nicht hierher, die kleine Rose... niemals war ihr das klar geworden als heut'. Sie dachte an ihren Pflegeohn und wurde nicht heiterer. Stumm schritt sie neben der Baronin durch die Wohnung.

Ein kleiner Salon zur gemeinschaftlichen Benützung und ein ebensolches Teezimmer trennte Rosés Wohnung von den Räumen, die für Béla bestimmt waren.

Béla hatte sich schon völlig eingerichtet. Kostbare türkische Teppiche deckten die Ruhe- stühle und Wände des Rauchzimmers, ihm einen orientalischen Charakter gebend. Eine alte Waffensammlung lag noch herum. Es waren Stücke von großer Seltenheit darunter und von wundervoller Arbeit.

„Zum Teil noch aus Prinz Eugens Zeit,“ erklärte die Baronin. „Siegesbeute aus den Türkenkriegen.“ Béla hat sie aus den Sammlungen herausgestöbert, die hier bis zum Boden herauf verstaubt sind. Die letzten Besitzer, wunderliche alte Junggefallen, haben ihr Leben damit verbracht, zusammenzutragen, was ihnen einigermaßen wert erschien. Ein großer Teil der Sammlung gehört übrigens, laut Testament, dem Wiener Museum. So wie der Neubau auf der Ringstraße bezogen werden kann, wollen die Herren abholen, was ihnen zukommt. Bis dahin muß ich Gastfreierheit üben! Aber wo nur Béla bleibt?...

Sicher wieder in irgend einem Winkel mit altem Kram. — Er sucht nach Schätzen für sein Zimmer, kann nicht genug davon bekommen. Sehen Sie nur diesen Sattel! Die Arbeit von Gold, Perlen und edlen Steinen! Wer macht heute noch so etwas zu solchem Zweck? ... Und diese Fahne... man sagt, sie stamme aus dem Türkenkriege... aber da kommt Béla... der weiß alles besser als ich.“

Béla kam wirklich aus den Räumen, welche die Sammlungen bargen. Er entschuldigte seinen Hausanzug damit, daß er sein Bräutchen nicht warten lassen wollte.

Rose flog ihm zu. Alle Unruhe ihrer Seele verlor sich, wenn sie mit ihm zusammen war. Seine Liebkosungen verscheuchten alle Schatten. Sie lief ihm zu und streifte dabei unachtsam eines der kleinen Tischchen, die, mit Bildern und Mappen belegt, herum-

Die Hochzeit war so schön, wie eine Traube. Die Hochzeit war so schön, wie eine Traube. Die Hochzeit war so schön, wie eine Traube.

Rose blickte sich danach, aber der Diener war schon da, den Schaden gut zu machen. Rose warf noch einen Blick auf die am Boden liegenden Bilder. Es waren Photographien — Herren und Damen vom Theater in ihren Glanzrollen. Sie blieb gefesselt stehen — dieses und jenes Gesicht war ihr bekannt; die Wolfer, Lewinski, Sonntal... Aber da... da war ein Bild... das Blut stockte in ihren Adern, ihr Herzschlag setzte aus... dieses Bild...

Aufföhnend sank sie auf ein Sofa. Béla kam erschrocken herbei, auch die Baronin und Tante Josepha.

Der alte Diener, der manches erlebt, gießt rasch ein Glas voll Wasser aus der Karaffe, die auf dem Tische steht und reicht es ihr. Sie trinkt, erholt sich langsam, Béla zieht sie an sich, küßt sie und streichelt ihr Haar:

„Was hat dich so erschreckt, teure Rose... sag', was war es?“

Sie lehnte an seiner Brust. Tränen glänzten in ihren Augen. Verschämt und zaghaft zeigt sie auf ein Bild, das noch auf dem roten Teppich liegt:

„Eine schöne Frau!“

Sie hat sie erkannt, die schöne Fremde, hat die spöttischen stolzen Augen erkannt, den Kopf, die Schultern, die an die Bilder Tizians erinnern, die sie im Belvedere in Wien gesehen.

Eine jähe Röte war über das Gesicht Bélas gegangen. Aergerrliche Falten hatten sich in seine Stirn gegraben. Aber er faßte sich rasch und sagte mit leichter Handbewegung:

„Also das hat dich erschreckt! Erinnerungen aus meiner Junggefellenseit! Sie sollen in den Ofen wandern. Ich habe aber noch keine Zeit gefunden, die Spreu vom Weizen zu sondern!“

Rose hob den Kopf, sah ihn mit ihren Kinderbliden an und auf das Bild deutend, das noch auf dem roten Teppich lag, fragte sie leise:

„Die auch?“

„Die schöne Sidi...?“ fragte er zürd, schaut auf das Bild und lächelt so eigen, so selbstvergessend, wie wenn schöne Vergangenheit ihm lebendig würde.

Rose erschreckt von neuem. Ihre Glieder beben in Furcht vor etwas Unfasslichem. Sie wird abwechselnd blaß und rot und strebt aus seinen Armen.

Er fühlt das Zucken, das durch ihren Körper geht und zieht sie fester an sich:

„Ihr Frauen seid doch alle gleich... könnt kein schönes Gesicht ohne Neid sehen. Warum ängstigt du dich so vor diesem Bilde? Sei doch gescheit, Herzel! Beim Militär ist es Sitte, daß man für schöne Frauen vom Theater schwärmt. Oft sieht man sie nur auf der Bühne, aber man kauft ihre Bilder für ein paar Heller. Damen, die sich so photographieren lassen“ — er tippte leicht mit dem Fuße nach dem Bilde, „brauchst du nicht zu fürchten. Selbst ein kleiner Flirt hat da nichts zu bedeuten, wirklich nicht...“

Er wurde schon ungeduldig, sah bittend seine Mutter an, die ganz erschrocken neben Josepha stand und nicht wußte, was sie zu alledem sagen sollte.

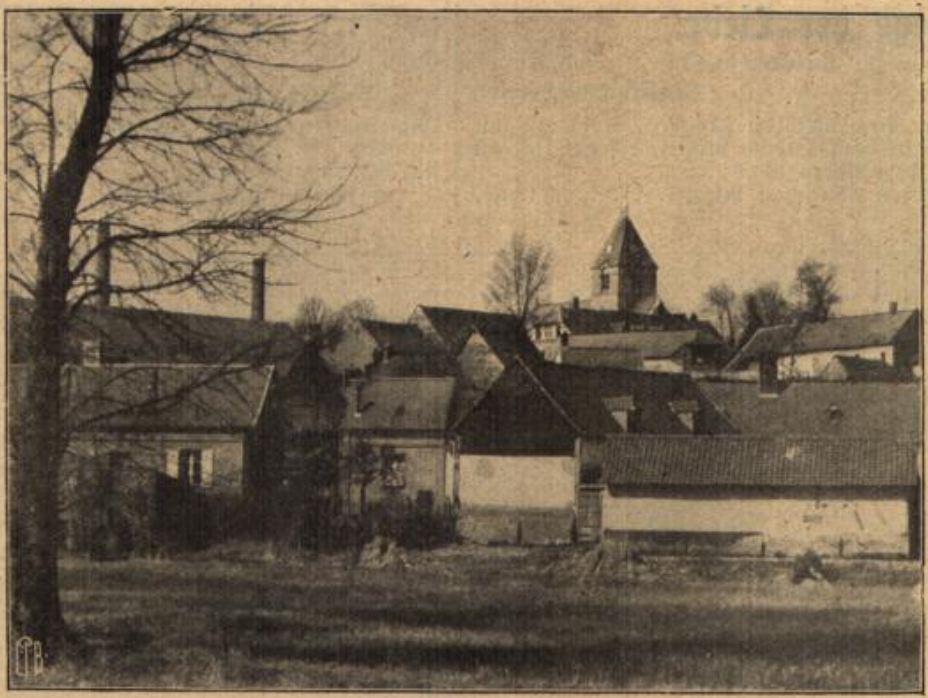
Sie dachte vergeblich darüber nach, wo Rose die schöne Farkasch gesehen haben mochte.

Jetzt galt es, dem Sohne beizustehen. Wie hilflos er ausah! Sie ging auf Béla zu und sagte mit feinem Lächeln:

„Unsere Rose braucht Ruhe, überlasse sie mir! Zeige Frau Josepha indessen die Gemälde von Blaas. Sie kennt den Maler persönlich und interessiert sich für seine Kunst.“

Béla sah die Mutter dankbar an und ging.

Die Baronin zog Rose mit sich fort und führte sie in ihr eigenes, lauschiges Wohnzimmer. Hier herrschten sanfte Farben; hier war alles harmonisch geordnet, nichts lenkte den Blick herausfordernd auf sich. Ruhe, sinnbetäubende Ruhe umgab die beiden Frauen. Die Baronin hielt Rose mit ihrem Arm umschlungen und sprach liebevoll zu ihr:



Aus dem Somme-Gebiet: Die Ortschaft Alth, südlich des belagerten Verrone.

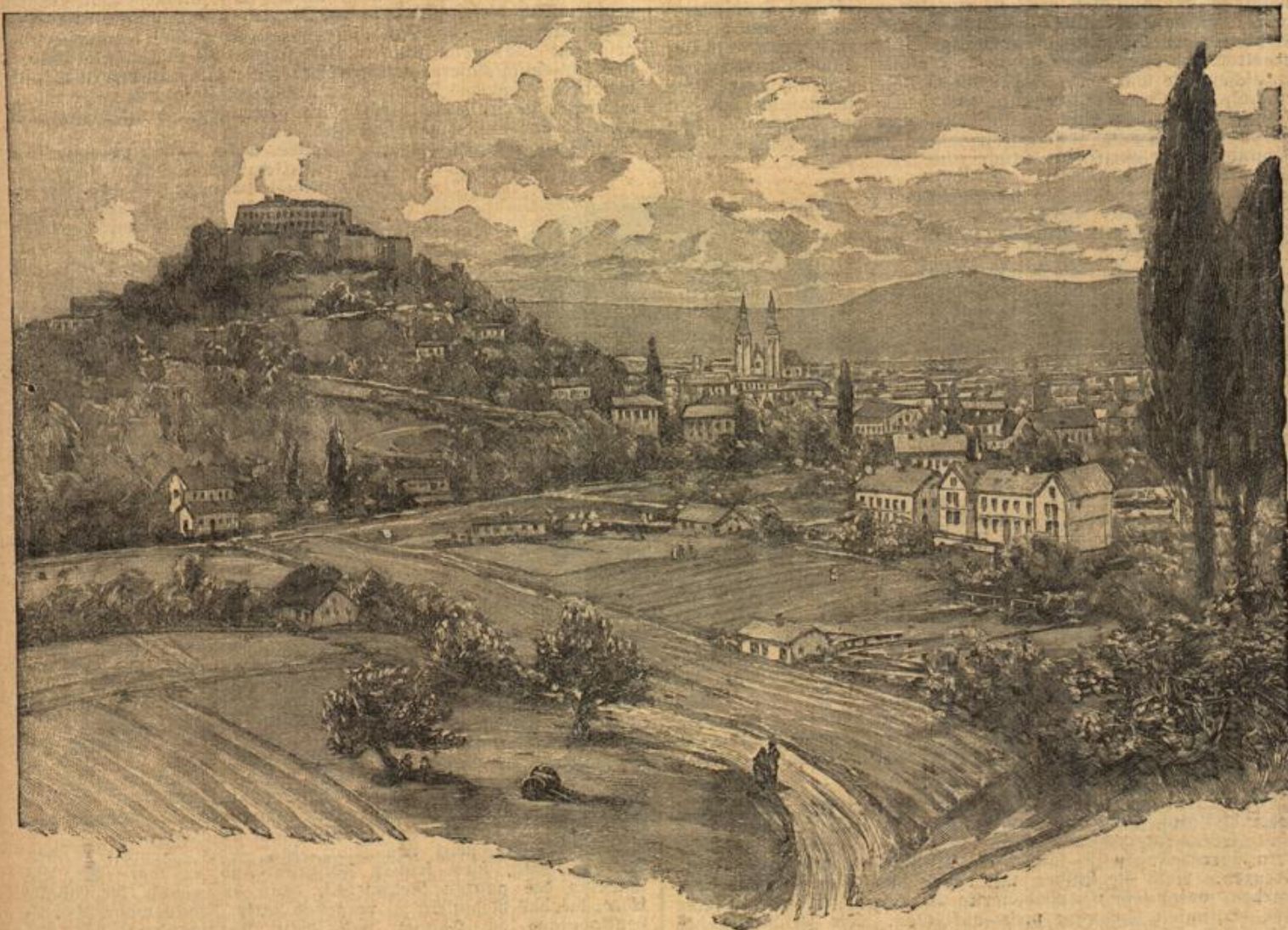
Spruch.

Reichtum heißt nicht Gold erlangen,
Reichtum heißt nicht Schätze graben,
Reichtum heißt, als fein umfassen,
Was wir lieb von Herzen haben.

Görz und der Isonzo. Am 10. August sind die Italiener in die österreichische Stadt Görz eingedrungen. Als die Italiener treulos den Dreibund-Vertrag brachen,

Alpen herunterkommende Isonzo fließt zwei Kilometer westlich an der Stadt vorbei. Hier war der vielbesprochene Brückenkopf. Gleich hinter der Stadt beginnt der Ternovener Wald, der schon etwa 10 Kilometer östlich von ihr die Höhe von 1408 Meter erreicht und nach Norden in die Julischen Alpen übergeht, deren Mittelpunkt der vielgenannte Arn-Berg, 2246 Meter Höhe, gerade nördlich von Görz, 40 Kilometer von diesem entfernt ist. Weiterhin nach Norden liegt der Triglav,

um nach Görz und Wien zu marschieren. Etwa fünfviertel Jahre haben sie allein gebraucht, um das noch außerhalb des Bergwalles liegende Görz zu erobern, das sie für eine italienische Stadt ausgaben. Inzwischen haben sie es durch Artillerie furchtbar zerstört. Die Oesterreicher haben es tapfer verteidigt; daß es endlich in die Hände der Italiener gefallen ist, hat diesen bei ihrem leicht erregbaren und des Anlasses zum Jubel bringend bedürftigen Gemüts eine unsäglich Freude bereitet.



Görz.

haben die Oesterreicher absichtlich einen schwer zu verteidigenden Grenzstreifen gegen Italien aufgegeben und ihre Verteidigung auf einer besser dazu geeigneten Linie aufgestellt. Länger als ein Jahr haben die Oesterreicher auch die Stadt Görz am Isonzo verteidigt. Fünf gewaltige Schlachten wurden vor der Stadt geschlagen, und erst jetzt ist es den Italienern gelungen, in die von den Oesterreichern aufgegebene Stadt einzudringen. Geographisch gehört Görz eigentlich zur lombardischen Tiefebene, früher gehörte es auch politisch zu Venetien, es wurde aber 1866 von diesem abgetrennt und blieb bei Oesterreich, weil die Stadt und noch mehr die Umgegend mehr von Slowenen als von Italienern bewohnt war. Görz selbst liegt am Fuße des Gebirges, der von den

2863 Meter. Dieses ganze Gelände ist stark gebirgig, gut verteidigt und für feindliche Heere wohl kaum zu passieren. Auch nach Osten und Südosten ist Bergland, Karst, wenngleich nicht so hoch, so doch schwer passierbar. Von Laibach fließt nach Westen, südlich von Görz vorüber, die Wippbach, ein kleiner Alpenfluß, dessen Tal zur Eisenbahn von Görz nach Laibach benutzt ist. Es ist schmal und leicht zu verteidigen. Noch weiter südlich stößt das Gebirge hart ans Adriatische Meer; von Ronchi aus geht die Eisenbahn über Rabresina nach Triest. Aus alledem geht hervor, daß die Italiener nur einen Punkt am Fuß der Alpen errungen haben, daß die Schwierigkeit des Vordringens immer größer wird, je weiter sie kommen. Sie wollten mit der Wegnahme des Isonzogebietes den Anfang

An dem Gang des Krieges wird es wenig ändern.

Rätsel.

Es spricht der große Alexander:
Vier Brüder reissen miteinander;
Der eine läuft und wird nicht matt,
Der andre frisst und wird nicht satt,
Der dritte säuft und wird nicht voll,
Der vierte pfeift und klingt nicht wohl.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:
Verdienst.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten.
(Geht vom 19. Juni 1901.) Verantw. Redakteur
L. Kellen, Bredeneu (Ruhr). Gedruckt u. heraus-
gegeben von Kreddebeul & Koenen, Essen (Ruhr).